

„... und der Leib bleibt auf dem Kanapee“

Zu einer Zeit, wo der „innere Monolog“ beginnt, sich im Röhrensystem der Joyce-Epigenen zu verlaufen, erscheint ein Buch, das sich um kein heutiges Modeschlagwort kümmert, einem alten hingegen wieder einen Platz zuweist, den es übrigens nie verloren hat. Es kehrt immer wieder, und heißt

„Die gute alte Zeit“. Die Autorin Alice Berend ist 1938 im Exil verstorben. Im Nachlaß fand man das Manuskript und der Marion von Schröder-Verlag Hamburg bringt es zum nun schon klassisch gewordenen Preis von 19,80 DM heraus.

Napoleon starb, es kam der Bürger, und in seinem Gefolge der Spießbürger. Unter dem letzten kann man sich zwar etwas vorstellen, weiß aber nicht, woher das Wort kommt. Es entstand im Munde der Ritter, die, hoch zu Pferd, den Bürger zu Fuß verhöhnten, weil er zur Verteidigung nur einen Spieß hatte.

Wir sind im neunzehnten Jahrhundert. Biedermeier und Wohlstand und daraus erwachsend der Kapitalismus vertrugen sich gut. Rahel und Henriette machten ihre Salons auf. Sie hatten ihre Helden. Namen wie Theodor Körner, Bettina von Arnim, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, aber auch die Brüder Grimm, Rothschild, Schopenhauer und Clemens Brentano erregten Aufsehen.

Eine gute alte Zeit hat es natürlich immer gegeben. Da sie vorbei ist, verschönt sie sich unablässig, und sicher haben schon die Griechen zur Zeit des Peloponnesischen Krieges und die Deutschen im Dreißigjährigen Glaubensstreit sie berufen. Im vergangenen Jahrhundert nun war die alte Zeit wirklich gut. Der wohlhabende Bürger fühlte sich seiner Habe wegen wohl. Sein Bedarf nach Gemütlichkeit war groß, sein Wunsch, sich selbst als Konterfei auf der Tapetenwand zu sehen, so unwiderstehlich, daß auch die Maler reich wurden. Die Kunst des Medaillons feierte Wiederkehr, und das bestickte Kissen lockte zur Siesta nach reichlichem Mahle. Es gab ein Schützlied des Spießbürgers: „Die Seele schwingt sich in die Höh, der Leib bleibt auf dem Kanapee.“

Das erste Konversationslexikon ist zwar schon im achtzehnten Jahrhundert erschienen. Nun aber wurde es zur Bildungsbibel des Bür-

gers, der sein Wissen nicht nur im Bücherschrank stehen hatte, sondern es auch zu vervollkommen trachtete.

Daß weltumwälzende Erfindungen wie die der Dampfmaschine in diese geruhssame Zeit fallen, kam dem Bürger als komisches Abenteuer zum Bewußtsein. Die frühen Lokomotiven hatten ja etwas von Fabelwesen, die sich fauchend bewegten. Der aufkommende Wiener Walzer beschwingte und besänftigte zugleich. Die frühe Photographie kam dem Verewigungsbedürfnis im Album entgegen, und das Telefon präsentierte sich als unförmige Muschel, aus der man Tante Malchens Stimme hören konnte.

Es war auch die Zeit der Briefe. Sie gediehen zuweilen zur Kunstform. Statt des Fern-Sehens hatte man das Nah-Sehen berühmter

Leute. Es gab aber auch schon ein Witzblatt „Eulenspiegel“, das viele Bräuche auf die Schippe nahm. Das ist der Übergang zum letzten Kapitel, in dem die Autorin so rachsüchtige Autoren wie Strindberg und Wedekind auftreten läßt, die in ihren Bühnenwerken Abrechnung halten. Das war wohl auch nötig, denn die Gräfin Bernstorff schrieb über wissenschaftliche Vorträge, die man damals — wohl als Vorläufer der Volkshochschule — hielt: „Ein Baron, ein Kammerherr, ein wirklicher Geheimrat achtete sich nicht zu gering, vor einem gemischten Publikum zu reden.“ Die Gräfin hatte nicht bemerkt, daß sie im Jahrhundert des „Bürgers“ lebte.

Es ist ein Buch mit vielen Bildern und noch mehr Zitaten. So ist es ein Zitaten-Schatz. Wer die Literatur unserer Zeit einmal satt hat, der ruht in dem Buch „Die gute alte Zeit“ weich auf dem Kanapee der Erinnerung und kann sich behaglich räkel.

Hans Schaarwächter